

motorisierte Suhl weitergereicht, wurde ein Erfolg (Kapitel 7, S. 301-343). Am Ende dieser Epoche als „VEB Fahrzeug- und Gerätewerk Simson“ hatte sich das Unternehmen gehörig gewandelt und war zum Mopedhersteller der DDR geworden, Jagdwaffen tauchten erst wieder im Namen des neuem IFA-Kombinats „VEB Fahrzeug- und Jagdwaffenwerk ‚Ernst Thälmann‘ Suhl“ auf. Bis zum Ende der ostdeutschen Planwirtschaft firmierten die Thüringer Zweirad- und Schusswaffenwerke unter diesem Namen. In einem Land, das je länger es existierte, umso mehr wirtschaftlich weit hinter seinen Ansprüchen zurück lag, blieb die Zweiradmobilität stets unterhalb jener Schwelle, die das Autowunder des westlichen Konkurrenzstaats bereits Mitte der 1950er-Jahre erreicht hatte. Die schwalbefahrende Schwester Agnes düste eben in keinem Kleinwagen durch die bergigen Einsatzgebiete einer Landkrankenschwester. Wie so vieles blieb auch die Mobilisierung der Bevölkerung ein Provisorium, und der Geruch von Gemischtbenzin überzog nicht nur aus den Auspuffen der Trabants das kleine Land, sondern war Hunderttausendfach auch Ausstoß der Suhler ‚Vogelserie‘, zu der neben den genannten Modellen ‚Schwalbe‘ und ‚Star‘ auch der kleinere ‚Spatz‘ sowie die größeren ‚Habicht‘ und ‚Sperber‘ gehörten.

Im wiedervereinigten Deutschland hätten die neu- und weiterentwickelten Produkte des Unternehmens durchaus Chancen auf nationalen und internationalen Märkten gehabt. Die Gründe des letztlich Scheiterns im Jahr 1993 sind hier minutiös nachzulesen, der Abgang gleicht ähnlichen vermeidbaren Niedergängen nach 1990. Auch wenn ihr Fazit zu Recht bittere Untertöne einschließt (mehr als nachvollziehbar etwa auf S. 429), hat Ulrike Schulz keine Verfallsgeschichte geschrieben, im Gegenteil. Das „unwahrscheinliche Überleben“ zog sich über mehrere wirtschaftliche und politische Systeme hinweg außergewöhnlich lange hin. Die Autorin zeichnet diese höchst heterogenen Entwicklungen in ihrer nüchternen Studie sicher nach.

Hamburg/Friedrichsruh

Ulf Morgenstern

Bildungs- und Universitätsgeschichte

DETLEF DÖRING/JONAS FLÖTER (Hg.), Schule in Leipzig. Aspekte einer achthundertjährigen Geschichte (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 2), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2011. – 382 S., geb. (ISBN: 978-3-86583-550-5, Preis: 49,00 €).

Der hier anzuzeigende Band fasst in 14 Beiträgen die Ergebnisse des am 5./6. November 2010 veranstalteten Leipziger ‚Tages der Stadtgeschichte‘ zusammen. Nachdem dieser im Jahr zuvor jubiläumsgerecht das Thema ‚Stadt und Universität‘ behandelte, folgte – thematisch schlüssig – die Beschäftigung mit der bislang oft noch stiefmütterlich behandelten Leipziger Schulgeschichte. Hat die Thomasschule durch ihr 2012 gefeiertes 800-jähriges Jubiläum mittlerweile einige Aufmerksamkeit erhalten, harret etwa die Nikolaischule noch immer einer modernen wissenschaftlichen Untersuchung. Auf ähnliche Desiderata weisen die Herausgeber in ihrer Einleitung (S. 7-9) hin, in der sie erfrischend offen auch die Mängel des nun vorliegenden Tagungsbandes ansprechen. So kommt nicht nur die vorreformatorische Schulgeschichte Leipzigs aufgrund der dürftigen Quellenlage zu kurz, auch fehlen Untersuchungen zum 20. Jahrhundert, etwa in den beiden deutschen Diktaturen. Ein knappes Personenregister (S. 375-382) beschließt den Band.

Die ersten beiden Aufsätze bieten einen Überblick zu Forschungsstand und Quellenlage. DETLEF DÖRING („Leipzigs Platz in der Geschichte der Pädagogik der Frühen

Neuzeit“, S. 11-46) macht die für Leipzig so typische enge Verzahnung von Schule, Universität und Privatunterricht deutlich, wobei die Leipziger Bildungsinstitutionen durchaus Anteil an der Entwicklung der Pädagogik in Deutschland nahmen, jedoch in eigener Art und Weise, indem die großen Tendenzen der jeweiligen Epochen rezipiert, allerdings stärker „als andernorts mit den überkommenen Traditionen, die lebendig blieben, verbunden“ wurden (S. 46). GERALD KOLDITZ („Quellen zur Schulgeschichte im Staatsarchiv Leipzig“, S. 47-62) gibt detailliert Bericht über die Bestände allein (!) des Leipziger Staatsarchivs zum Thema der Tagung, was als Aufforderung zu weiterer wissenschaftlicher Beschäftigung verstanden werden darf.

ENNO BÜNZ („Schola Thomana – die älteste Schule Sachsens? Zu den Anfängen des Schulwesens im mittelalterlichen Leipzig“, S. 63-82) geht auf die mittelalterlichen Schulverhältnisse in Leipzig ein, die unmittelbar mit den kirchlichen Verhältnissen, vor allem den beiden Pfarrkirchen St. Thomas und St. Nikolai, verbunden sind. Deutlich wird, dass der 1254 erstmals an St. Thomas erwähnte Schulmeister ein selbstständig agierender Lehrer war, der quasi als Pächter der Schule fungierte und sich dementsprechend durch das Schulgeld seiner Schüler selbst finanzieren musste. Diesen Typus des Lehrers, der Schüler an sich band, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, finden wir noch 200 Jahre später unter den Magistern der Universität. SEBASTIAN E. RICHTER („Das Gelehrtenschulwesen in Leipzig und in den Bergstädten des Erzgebirges am Beginn des 16. Jahrhunderts. Aspekte der Herausbildung des obersächsischen Schulhumanismus“, S. 83-98) arbeitet anhand eines dichten Personennetzwerks humanistischer Rektoren und Universitätslehrer die These heraus, dass sich Anfang des 16. Jahrhunderts an den erst im Entstehen befindlichen Schulen der erzgebirgischen Bergbaustädte (und auch der jungen Nikolaischule) für die Schulhumanisten bildungspolitische Gestaltungsmöglichkeiten ergaben, die an der Universität oder der Thomaschule nicht umsetzbar gewesen wären.

THERESA SCHMOTZ („Hauslehrer im Leipzig der Frühen Neuzeit“, S. 99-118) widmet sich dem Phänomen des Hauslehrers als einem wichtigen Bestandteil des Bildungsmarktes im 18. Jahrhundert. Wieder zeigt sich die enge Verquickung von Schule und Universität, wenn etwa Professoren Studenten als Hauslehrer vermittelten. Detailliert werden die konkreten Unterrichtsformen und -inhalte sowie der Alltag der Hauslehrer in den Familien ihrer Schüler geschildert. Etwas weniger Deskription und mehr Abstraktion wären hier allerdings wünschenswert gewesen. THOMAS TÖPFER („Die Differenzierung des städtischen Schulwesens um 1800 im sozialgeschichtlichen Kontext. Die Leipziger Ratsfreischule im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens“, S. 119-143) hingegen macht am konkreten Beispiel der 1792 eröffneten Ratsfreischule die Leipziger Bildungsverhältnisse an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und die damit verbundenen Modernisierungsprozesse anschaulich. Nicht nur wurde durch die Ratsfreischule ein auf ganz Sachsen wirkendes Vorbild einer ‚Bürgerschule‘ mit einem Curriculum auf der Höhe des pädagogischen Diskurses geschaffen. Auch spiegelten die Frequenzentwicklung und die soziale Zusammensetzung der Ratsfreischule die Nachfrage nach anspruchsvoller Elementar- und Berufsbildung bis hinein in die städtische Mittelschicht wider.

JONAS FLÖTER („Die Leipziger Gelehrtenschulen im 19. Jahrhundert. Zum Verhältnis von neuhumanistischen Bildungsidealen, höherem städtischen Schulwesen und staatlicher Schulpolitik“, S. 145-162) beschäftigt sich mit den Bildungsprinzipien der neuhumanistischen Bewegung, deren für Leipzig wichtigsten Protagonisten und den Auseinandersetzungen zwischen „kommunalen und staatlichen Interessen einerseits sowie der neuhumanistischen und der realistischen Bildung andererseits“ (S. 161). Deutlich wird, wie sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts der Staat in das eigentlich als kommunale Aufgabe betrachtete (höhere) Schulwesen einschaltete, was zu einer

immer stärkeren Differenzierung der sächsischen Bildungslandschaft führte. Diese Prozesse stellt HANS-MARTIN MODEROW („Das Leipziger Volksschulwesen im 19. Jahrhundert“, S. 163-179) kursorisch für das Volksschulwesen in Leipzig dar. Besonders gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren – in Korrelation zum Bevölkerungswachstum – nicht nur die Gründungen neuer Schulen, sondern auch die nötigen Aufwendungen zum Unterhalt derselben (etwa über Stiftungen) rasant angestiegen, was nur durch eine entsprechend ökonomisch potente und zugleich politisch selbstbewusste Einwohnerschaft realisiert werden konnte.

Die weiteren sechs Beiträge lassen sich unter der Überschrift „Spezialthemen“ zusammenfassen. BEATE BERGER („Geschichte und Überlieferung des Leipziger Lehrervereins“, S. 181-218) schildert umfassend (und im Detail bisweilen etwas ermüdend) Aufbau und Innenleben des 1846 gegründeten Leipziger Lehrervereins, seine quasi-gewerkschaftlichen Funktionen sowie seine Aktivitäten zur öffentlich wirksamen Verbreitung (natur-)wissenschaftlicher Erkenntnisse unter der Lehrer- wie Einwohnerschaft, etwa in Form des 1906 gegründeten Instituts für experimentelle Pädagogik und Psychologie. Diesem widmet sich der Beitrag von ANDREAS PEHNKE („Das Institut für experimentelle Pädagogik und Psychologie als wissenschaftlicher Pate für die Versuchsklassenprojekte und Versuchsschulinitiativen des Leipziger Lehrervereins“, S. 219-244). Pehnke beschäftigt vor allem der (mitunter reichsweit) stattfindende Diskurs der Leipziger Unterrichtsreformer über Inhalt und Aufbau eines neuen, vom Kind her gedachten Schulansatzes, der 1921 seine konkrete Gestalt in der Versuchsschule Leipzig-Connewitz fand. Als Leser vermisst man jedoch eine prägnante Zusammenfassung der gewonnenen Erkenntnisse, stattdessen wurde ein „Notwendiger Nachtrag“ über das Schicksal des Instituts und des Lehrervereins in der NS-Zeit eingeschoben (S. 244). Ein wenig enttäuschend ist der Beitrag von ELKE URBAN („Lesen lernen in Leipzig. Leipziger Fibeln der letzten hundert Jahre im Vergleich“, S. 245-281), der zwar mit vielen farbigen Abbildungen, zugleich aber auch mit wenig überraschenden Erkenntnissen aufwartet. Dass über das Instrument der Lesebücher entsprechende ideologische Überzeugungen vermittelt wurden, wird zwar immer wieder angedeutet, jedoch nicht vertiefend ausgeführt. Der Nacherzählung dessen, was auf den Abbildungen ohnehin zu sehen ist, schließt sich eben kein analytischer Vergleich der Bildmotive an, die doch über die Jahrzehnte hinweg frappierend konstant geblieben sind.

OLAF HILLERT („Geschichte des katholischen Volksschulwesens in Leipzig von 1720 bis 1938 und ihre Widerspiegelung in den Beständen des Stadtarchivs“, S. 283-316) schildert die Probleme der katholischen Minderheit in Leipzig beim Aufbau eines eigenen, privaten katholischen Schulwesens über zwei Jahrhunderte hinweg. Der direkt aus den Beständen des Stadtarchivs schöpfende Beitrag veranschaulicht, dass die katholischen Schulen neben „der katholischen Gemeinde und den katholischen Vereinen“ für die „in der Diaspora lebenden“ Katholiken „Heimat, Schutz und Identität“ stifteten (S. 316). Ähnliches kann auch BARBARA KOWALZIK („Das Jüdische Schulwerk in Leipzig 1912 bis 1942“, S. 317-345) für die 1912 eingerichtete israelitische Schule ausmachen, deren Unterricht auf eine „die jüdische Identität festigende Sozialisation“ (S. 327) ausgerichtet war. Noch einmal Bezug nehmend auf die enge Verbindung von Schule und Universität, beschäftigt sich SUSANNE SCHÖTZ („Gleiches Gehirn, gleiche Seele, gleiches Recht! Der Allgemeine Deutsche Frauenverein im Ringen um die Öffnung der Universitäten für Frauen, 1865 bis 1890, S. 347-373) mit der Öffnung der deutschen Universitäten für Frauen sowie der Reform des Mädchenschulwesens, welches bis ins 20. Jahrhundert hinein kein Abitur vorsah und somit direkt den Universitätsbesuch durch Frauen verhinderte (S. 348). Besonders auf Basis des zeitgenössischen Geschlechterdiskurses über die angeblich naturwissenschaftlichen Erkenntnisse zur

„Unfähigkeit der Frauen zum Studium“ (S. 352) schärft Schötz das Profil des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und seiner Protagonistinnen, deren Überzeugungen und Weltanschauungen.

Anhand des Beispiels Leipzig wurde durch diesen auch sehr ansprechend aufgemachten Tagungsband die gesamte historiografische Bandbreite des Themas „Schulgeschichte“ und der damit verbundenen Möglichkeiten vorgeführt. Schule und Unterricht, Lernen und Lehren sind seit Jahrtausenden fester Bestandteil des menschlichen Lebens und berühren nahezu alle Aspekte der historischen Forschung. Verständlich daher die Klage der Herausgeber über das doch recht geringe Interesse, die „nicht gerade als überbordend zu bezeichnende Anteilnahme der Leipziger Schulen und ihrer Lehrerschaft an unserer Tagung“ (S. 8), die doch aufzeige, welch geringe Bedeutung diese der Geschichte ihrer eigenen Institution(en) zuschreiben. Man kann nur hoffen, dass der vorliegende Band zumindest zum Bewusstsein um diese Problematik beitragen kann und als Anregung für weitere Forschung dient.

Leipzig

Alexander Sembdner

ROBERT GRAMSCH, Erfurt – Die älteste Hochschule Deutschlands. Vom Generalstudium zur Universität (Schriften des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Bd. 9), Sutton Verlag, Erfurt 2012. – 170 S., 8 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-95400-062-3, Preis: 19,95 €).

„Schriftenband belegt Erfurts Stellung als älteste Universität in Deutschland“, so bewirbt die Website des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt das hier zu besprechende Werk. Robert Gramsch selbst bleibt in dieser als Nebenprodukt seiner Dissertation entstandenen Studie dann jedoch etwas zurückhaltender. Dem Verfasser geht es nur am Rande darum, den Jubiläumswettbewerb um die älteste Universität Deutschlands neu anzuheizen, vielmehr will er eine historische Einordnung der Erfurter Universität samt ihrer institutionellen Vorläufer in die Geschichte eines der bedeutendsten Bildungsstandorte Mitteldeutschlands vornehmen. Die anhand der Überlieferung zur Erfurter Schul- und Universitätsgeschichte streng chronologisch aufgebaute Studie – deren wichtigste Dokumente im Anhang (S. 147-166) zusätzlich abgedruckt wurden – führt in insgesamt neun Kapiteln von den Voraussetzungen der Universität im Erfurter Schulbetrieb des 13. Jahrhunderts bis hin zu den Startschwierigkeiten der nunmehr geglückten Universitätsgründung Anfang des 15. Jahrhunderts. Sie verfügt über eine ansprechende und auch für den interessierten Laien verständliche Sprache, ohne dadurch in ihrem wissenschaftlichen Anspruch einzubüßen. Ein wenig umständlich ist hingegen die Entscheidung des Verlages End- statt Fußnoten zu setzen (S. 98-130), denn diese fallen, wie für den Verfasser üblich, sehr umfangreich aus. Ein knappes Personenregister (S. 167-170) rundet den Band ab.

Kapitel 1 (S. 10-14) wirft die zentrale Fragestellung der Arbeit auf: „Wann entstand die Universität Erfurt?“, während Kapitel 2 (S. 15-18) Erfurt in der europäischen Bildungslandschaft des 13. Jahrhunderts verortet. Im dritten Kapitel (S. 19-24) zur Erfurter Schulordnung von 1282 und im vierten Kapitel (S. 25-33) zum „Studium Generale Erfordense“ bis 1365 zeichnet Gramsch die aus den Quellen ersichtlichen alltäglichen Studienverhältnisse der *magister* und *scholares* an den Erfurter Stiftskirchen nach. Er macht deutlich, dass wir im Erfurt des 14. Jahrhunderts Verhältnisse vorfinden, die sowohl Parallelen zur Pariser Magisteruniversität (S. 23 f.) wie auch zur Studentenuniversität von Bologna als korporativem Zusammenschluss aufweisen (S. 27 f.). Inhalt und Umfang des Erfurter Schulbetriebes hatten Mitte des 14. Jahrhunderts einen